

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1990-1991)
Heft: 36

Artikel: Der Tschador
Autor: Schwarzenbach, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER TSCHADOR

«Würden Sie, bitte, einmal Ihren Tschador anziehen und mich eine Aufnahme machen lassen?» frage ich die Frau, die im Wohnzimmer meiner französischen Freunde sitzt, den Rücken dem Fenster zugekehrt, eine Teetasse vor sich und unaufhörlich kleine Kuchen essend. Sie trägt ein europäisches Sommerkleid, europäische Schuhe, ihr blasses, ein wenig aufgeschwemmtes Gesicht ist stark gepudert, die glanzlosen braunen Haare sind mit der Brennschere hergerichtet. Neben sich, auf der Stuhllehne, hat sie ihren Tschador: den mohamedanischen Schleier, den alles verhüllenden Mantel und Überwurf der afghanischen Frau. Es ist ein feiner, ein reicher Tschador aus leichtester, hellgrauer Seide, das Kopfstück eng anliegend wie ein Käppchen und festoniert, vor dem Gesicht ein durchbrochenes Quadrat – eine Art Gitter, ein Visier, ein Fensterchen –, dann wird der Tschador weit und fällt in reichlichen Falten über die Schultern und bis auf die Schuhe, von denen nur Absatz und Spitze sichtbar bleiben. Ich habe ein solches Kleidungsstück nie aus der Nähe gesehen, stets nur als Silhouette und flüchtige Erscheinung, in den Gassen von Herat, von Mazar-i-Sherif, von Kabul, in den dörflichen Bazars. Und immer hatten sie es eilig, die verummten Gestalten, oder waren ängstlich, wie verfolgt, drückten sich an die Mauer, um den Mann im Turban vorbeizulassen, den Knaben, den Reiter, den Eseltreiber, stolperten auf schiefgetretenen Absätzen, in losen Pantoffeln ungeschickt weiter, als hätten sie verkrüppelte Füße, erschaken vor dem Anblick eines Fremden, der sie doch gar nicht erkennen konnte, schienen blind und taub, stets in Gefahr, von einem beladenen Kamel umgestossen, von einem Kind überrannt zu werden und verschwanden plötzlich wie vom Erdboden verschluckt, vielleicht in einer geheimen Türöffnung, hinter einem Gartenpförtchen oder einfach im feindlichen Marktgetriebe. Ich hatte mich oft gefragt, was sich verbergen könnte unter der blassblauen oder mausegrauen Unförmigkeit ohne Stolz, ohne Anmut, ohne Alter und Gesicht. Jetzt sass eine Frau vor mir, die Frau eines gebildeten Afghanen, und hatte den Tschador abgelegt, ich konnte ihn greifen und befühlen, und konnte versuchen, mir vorzustellen, man trage ihn nicht anders als einen Leibrock oder Regenmantel. Kein Mummenschanz! sagte ich mir, und diese Dame, eine Europäerin, aufgewachsen wie ich, hat sich daran gewöhnt und würde sich ohne Tschador nicht auf die Strasse trauen. Es handelt sich also, offenbar, nur um eine Gewohnheit und Äusserlichkeit, denn die Dame, die um die Teestunde ihre Freundin besuchen kam und ihren kleinen, etwas dunkelhäutigen und

übrigens ungebärdigen Sohn mitgebracht hat, lebt schon seit zehn Jahren in diesem Land, mit und ohne Tschador, ist vielleicht glücklich, bereut ihren Schritt nicht? Ich wüsste gern, welches Leben sie führt. Denn sie muss doch ihr Leben haben, wie jeder von uns, ihre Aufgaben und kleinen Freuden, ihre geheimen Quellen des täglich sich erneuernden Lebensmuts, ihr Schicksal? Sie geht selten aus, hat man mir erzählt, und lädt niemanden zu sich ein; das Haus meiner Freunde, wo wir uns befinden, ist das einzige, das sie ohne Begleitung besuchen darf. Im eigenen Haus lebt sie zusammen mit Schwiegermutter und Schwägerinnen, Kindern, Dienerinnen, Anverwandten, dem ganzen Klan. Sie kleidet ihren Buben europäisch und lehrt ihn, den Palaw mit der Gabel zu essen, aber die Grossmutter sagt ihm, Gott habe ihm die Finger gegeben, um sie zu gebrauchen, und nimmt ihm die Gabel wieder weg. Solche Kleinigkeiten müssen sonderbar sein für eine Frau europäischer Herkunft und schwer zu ertragen – aber was weiss man, was weiss ich, wie man lebt im Schatten des Tschadors?



Annemarie Schwarzenbach 1908–1942

Die Dame hat endlich aufgehört, Kuchen zu essen, zerkrümelt nervös das letzte Stückchen und entschliesst sich, mir zu antworten.

«Es wäre mir lieber, wenn Sie mich nicht photographieren würden...»

«Aber man sieht doch gar nicht, wer sich hinter dem Tschador verbirgt», sage ich, «ich möchte ja bloss eine Aufnahme des Tschadors und werde keinem erzählen...», aber sie schüttelt ängstlich den Kopf.

«Mein Mann wird gleich kommen, um mich abzuholen», sagt sie.

Es fällt mir plötzlich auf, dass sie noch jung ist und beinahe hübsch. Aber ist sie wirklich aufgewachsen wie ich, ist sie wirklich einmal Kind gewesen, mit wehenden Zöpfen und aufgeschürften Knien, mit Brüdern und Schwestern, einem Weihnachtsbaum, einem Kanarienvogel? Hat sie das Meer gesehen und den frischen Wind unserer Alpentäler und im Sommer den Duft von Heu geatmet? Unnötig, sie zu fragen, sie muss alles vergessen haben, ausgelöscht. Ich höre zu, wie sie sich mit ihrer Freundin unterhält. Über Schnittmuster, eine neue Bluse, über das Rezept der kleinen Teekuchen, über die Schwierigkeit, in Kabul Butter zu bekommen. Gewiss, es muss schwer sein... Dann steht sie auf, um zu gehen, und wie sie ihren Tschador um die Schultern hängt, das Gitterchen noch aufgeschlagen, ist sie verlegen und hat es eilig. Wir begleiten sie bis zum Gartentor, dort wartet ein Diener, und sie ist schon in der Gasse, schon unkenntlich, grau, zwischen den anderen Frauen, ängstlichen Vögeln, Gespenstern. Ihr kleiner Sohn hat sich von ihrer Hand losgerissen und läuft voraus.

Ich habe seither noch andere Europäerinnen kennengelernt, die in diesem Land verheiratet sind und den Tschador tragen. Zuerst war ich neugierig, suchte ihre Gesellschaft und wollte wissen, wie alles so gekommen sei und wie sie ihr abseitiges und für mich so unbegreifliches Leben führten, hinter ihren Lehmmauern, ihren Gartenpförtchen, ihren Schleiern. Aber ich erfuhr nichts, selbst wenn sie zu erzählen begannen, klagten, sich anvertrauten. Und sie verbrachten doch Teestunden, Nachmittage, drei Viertel ihres Daseins in gelangweilten Plaudereien mit ihren Freundinnen und Schwägerinnen! Aber die lebten wie sie, in ständiger ängstlicher Vermummung. Und ihre Schicksale, schien mir, hatten sich einander angeeignet wie die graue Farbe ihrer seidenfeinen Tschadors...

Annemarie Schwarzenbach (1939)

Auszug aus «Auf der Schattenseite – Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933–1942», Annemarie Schwarzenbach, Lenos Verlag Basel. Wir danken für die freundliche Genehmigung.